

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 8 (1932-1933)
Heft: 22

Artikel: Der moderne Soldat
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-710564>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zur Arbeit dem freisinnigen Kameraden die Hand. Sie ereifern sich am Biertisch nach guter Schweizer Art, sie leeren ihre mehr oder weniger stark angeschwollenen politischen Kröpfe, sagen ihrem politischen Gegner unverblümt und derb ihre Meinung. Im Augenblick aber, wo sie zu gemeinsamer militärischer Arbeit zusammen-treten, wo sie mit der Waffe in der Hand ihre Führer-aufgabe freiwillig übernehmen, wo sie in die Ueberklei-der schlüpfen, um im naßkalten Granattrichter Stellung zu beziehen, da sind diese gegnerischen Einstellungen vergessen, da schaffen sie alle freudig und entschlossen nur am einen gemeinsamen Ziel: der Förderung der Wehrkraft, der Stärkung des Willens zur Wehr! Kann irgendwie schöner noch Ausdruck gebracht werden, daß der Schweiz. Unteroffiziersverband das getreue Abbild der Armee ist? Wir dürfen stolz sein darauf, Kameraden, daß wir dies sind! Wir werden auch in Zukunft alle, ob Gefreiter oder Adjutant-Unteroffizier, ob Sozialist oder Konservativer, ob Frontmann oder Liberaler, unsere ganze Kraft und unsern uneingeschränkten Willen einsetzen, daß es weiterhin so bleibt. Laßt Euch begeistern, Kameraden, für neue politische Wege! Tretet hinein ins politische Leben, untersucht, wägt ab und erkennt dann schließlich angesichts der Haltung unserer lieben welschen Miteidgenossen, angesichts des bodenständig-zähen Festhaltens unserer Bergbauern am Alt-hergebrachten, daß nicht alles Alte schlecht und überlebt und nicht alles Neue gut und für die besondern Verhältnisse unseres Berglandes nützlich ist!

Wir haben die Auffassung, daß gerade der Schweiz. Unteroffiziersverband mit seiner bunten politischen Zusammensetzung dazu berufen sein kann, zur Abklärung der Verhältnisse beizutragen. Vor allem ist es Aufgabe jedes einzelnen Unteroffiziers an seinem Ort, im Zivil-leben dahin zu wirken, daß die gemeinsame Basis politi-schen Strebens gefunden wird, die aufbauende Arbeit in unserer altbewährten Eidgenossenschaft für alle Zukunft sichert. Armee und Landesverteidigung stehen heute hoch im Kurs. Nicht nur die historischen Bürgerparteien, sondern auch alle die politischen neuen Gebilde stehen geschlossen und begeistert für sie ein. Wenn nicht alles täuscht, werden sogar die weisen Führer unserer So-zialdemokratie dem Druck im eigenen Parteivolk nachgeben und die Berechtigung der Landesverteidigung im Sinne der Genossen anderer Länder anerkennen oder sich zu Totengrüberdiensten entschließen müssen. Das Schweizervolk darf und soll wissen, daß wir Unteroffi-ziere für die Erhaltung und Stärkung der Wehrkraft jederzeit tapfer und unerschrocken eingetreten sind. Wir sind stolz darauf, mit unserm Offizierskorps dem Lande, der Armee und deren Führung je und je treu geblieben zu sein, erst recht in jenen Zeitläufen, als sie schlecht im Kurse stand, als viele unserer Parlamentarier auf eidgenössischem und kantonalem Boden glaubten, eine Verbeugung in der Richtung der Armeegegnerschaft machen zu müssen und als unsere besten und angesehensten bürgerlichen Zeitungen ihr armeetfreundliches Herz zeitweise überall anders als auf dem rechten Fleck tru-gen. Zeigt, Kameraden, durch die Genfer Tage, zeigt auch nachher durch unentwegten Kampf für die Bedürf-nisse unserer Armee, daß ihr bereit seid, den führenden Köpfen unserer freiwillig-militärischen Organisation treue Gefolgschaft zu leisten und heute, wie immerdar zu sein: wehrbereite, wackere Soldaten, umsichtige, ent-schlossene Führer, tatbereite, begeisterte Eidgenossen!

M.

Der moderne Soldat

Zu den Genfer Unteroffizierstagen

Die Zeiten, da in schön ausgerichteten Reihen die Infanterie zum Kampfe schritt, unter den Klängen des Berner Marsches, des Hohenfriedberger Marsches oder der Marseillaise, sie sind endgültig dahin. Ins Meer der Geschichte sind für immer die Tage versunken, da ob der Kriegerschar die Fahne der Nation flatterte; wenn heute der Wehrmann schwört, niemals die Fahne zu verlassen, so darf er diese Worte des Eides nicht wörtlich auffassen; täte er dies, so dürfte er wohl den Ba-gage-Train nie außer Gesicht verlieren. *Der moderne Krieg verlangt den heroischen Soldaten — ohne Pose.* Wir müssen uns klar darüber sein, daß dieses gewaltige Naturereignis, das wir Krieg nennen, ein ganzes Volk zum Aufbruch zwingt. Ist Krieg, dann kämpft man in der Front, in der Etappe und in der Heimat. Im moder-nen Kriege ist jeder Landeseinwohner ein Glied des kämpfenden Volkes. In jedem Kriege der Zukunft muß sich, ob es will oder nicht, das ganze Volk erheben, denn es wird in einem kommenden Kriege in Europa keine Besiegten mehr geben, nur Sieg oder Zusammenbruch und Untergang. Eine straffe Leitung der um ihre Exi-stenz ringenden Gemeinschaft sagt jedem, wo er in die-sem Existenzkampf hingehört, was er zu tun hat. Aus dem liberalsten, lockersten Staatswesen wird im Kriege der Zukunft der totale Staat, der revolutionäre, totale Staat. (Darum sind alle liberalen und demokratischen Elemente des Bürgertums die verlässlichsten Stützen für eine wahrhaft friedliche Regierung.) Ist Krieg, so be-fiehlt der totale Staat, vorbereitet schon in Friedenszeiten durch die Armee und ihre Hierarchie. Alle Rechte des einzelnen sind suspendiert, bis auf das Recht zu kämpfen und zu arbeiten. (Gewiß sind Bestrebungen vor-handen, dieses Naturereignis zu verunmöglichen; seit dem Altertum versucht man, die Staaten einer Rechts-ordnung zu unterwerfen, die den Krieg verbietet. Aber stärker als menschliche Rechtsordnung ist meist der Wille zum Leben, das gilt sowohl für das Leben des In-dividuum in der Gemeinschaft, als auch für das Leben dieser Gemeinschaften unter sich. Das Leben der Natio-nen läßt sich nicht durch eine Rechtsordnung kanalisie-ren; das war vor allem ein Irrtum der Aufklärungszeit, und das ist heute noch der Irrtum des Pazifismus.)

Wir Schweizer, die wir den großen Krieg als Zu-schauer mitgemacht haben, wir wissen nicht recht, wie er aussieht, wir können die psychologischen Voraus-setzungen, die für einen erfolgreichen Widerstand vor-handen sein sollen, noch nicht so klar erkennen, wie dies nötig ist. Noch sind wir erfüllt von Vorstellungen roman-tischen, « pathetischen » Soldatentums; was die moderne Schlacht von den Frontsoldaten verlangt, das ist etwas ganz anderes, das ist ein Erfülltsein vom kategorischen Imperativ, der jede Pose verachtet, auch die militärische Pose vergangener Jahrhunderte und Jahrzehnte. Unge-kannt, als wirklich und tatsächlich unbekannter Soldat ist der moderne Krieger auf sich selbst gestellt. Zur Il-lustration des eben Gesagten entnehmen wird dem Bu-che: Krieg und Krieger, von Ernst Jünger folgende Dar-stellung Wilhelm von Schramms: « Im Grunde war der Soldat an der Front in den letzten Kriegsjahren vollkom-men allein. Die Kampfverhältnisse hatten ihn der Kom-mandogewalt während des Einsatzes praktisch entzogen, er war auf sich oder das Beispiel der nächstliegenden Kameraden gestellt. Er war also ein Freier geworden im Verhältnis zum reglementierten, nur vom Kommando be-wegten Soldaten des alten Heeres; er mußte vor allem der inneren Stimme folgen — vorausgesetzt, daß diese

innere Stimme im Sinne der Pflichterfüllung vorhanden war. An der Front wurde dem Manne wenig hineingeredet, in den entscheidenden Augenblicken am allerwenigsten, ja selbst Wachen und Schlafen und alle Obliegenheiten wurden zumeist nur auf dem Wege kameradschaftlicher Abrede geregelt. Es wurde wenig befohlen — oder nur auf dem Papier, dafür allerdings häufig nur um so wirkungsloser und mehr — und sehr oft gut gesprochen. (Vaterländischer Unterricht!) Der einzelne Mann merkte allmählich, daß sich die Stimmung zu seinen Gunsten geändert hatte, es kam auf ihn, die einstige Nummer an. Sein Trotz, sein Selbstbewußtsein, auch sein Verantwortungsgefühl erhoben sich mächtig. An Stelle der früheren Hierarchie der Stäbe trat praktisch eine selbstherrliche Demokratie der Frontsoldaten. Es waren im letzten Kriegsjahre fast nur die Fäden der Organisation, deren Leitung die höheren Kommandostellen behalten hatten — auf den Gang des Gefechts hatten sie keinen unmittelbaren Einfluß mehr. Gerade der Massenkrieg endete schließlich in einer vollkommenen Vereinzelung. Ohne Befehlsgewalt über sich stand der Mann mit seinem Gewehr, seinem Maschinengewehr am Feind; auf seinen Willen, seine Standhaftigkeit, sein Gewissen kam es allein noch an und durch *einen* Ueberläufer, einen standhaften Mg.-Schützen, *eine* Geschützbedienung sind oft ganze Schlachten entschieden worden ... Das alte Heer war zerfallen, der alte Geist in den Stürmen der Materialschlacht vernichtet, die uniformierte Masse vollkommen zermürbt und ehrlos geworden, vom alten Handwerk, vom Glanze der kaiserlichen Armee kein Restchen mehr — *aber ein neues Heer, eine neue, soldatische Oligarchie, ein Geschlecht der Soldaten aus freier Wahl und persönlicher Leidenschaft erhob sich aus der Asche des Volks- und Massenheeres.*»

Immer wieder lesen wir im Jüngerschen Buche, was wir hier festhalten wollen: es rächte sich in diesem technisch besten Heere der Vorkriegszeit, im alten deutschen Heere von 1914 bis 1918, daß man oft Unterordnung mit Servilität verwechselte; ein unterwürfiger Soldat, der in Feigheit und Ergebenheit er stirbt vor seinem Vorgesetzten, der ist vielleicht ein wundervoller Paradesoldat, aber kein Krieger. Niemals darf der schweizerische Soldat seinem Vorgesetzten gegenüberstehen, wie der Jesuit seinen Ordensobern, « als ein Leichnam in der Hand des Vorgesetzten ». Nicht der äußere Schneid, nicht die sogenannte « Rasse », nicht das Absätzeklopfen und das « Zu-Befehl »-Rufen machen den Soldaten aus. Es gibt nur einen Soldaten für den Frieden und den Krieg, das ist der Krieger. Den modernen Soldaten machen aus das todentschlossene Pflichtgefühl — und der verbissene Mut des Kulturmenschen, vor dem Material, vor der rasenden Maschine, die gegen ihn losgelassen werden, nie zu kapitulieren. Der moderne Krieg ist losgelassene Hölle. Was ihm entsteigt an Kämpfern, das ist Soldatentum höchster Art, tauglich, eine Nation nach Niederlage und Unglück wieder aufwärts zu führen. In den Büchern Ernst Jüngers lernen wir den modernen Soldaten kennen, ohne den auch wir nicht auskommen können im Kriege. Und solange wir ein Heer unterhalten, ist für uns der Krieg zum mindesten eine Möglichkeit. Ein anderer Typus von Krieger, als sie der Weltkrieg hervorgebracht hat, paßt nicht mehr in die Zeit des Maschinen- und Materialkrieges. Täuschen wir uns nicht; und lernen wir aus den Schlachten der vier Jahre: ein moderner Krieg kennt keine freundlichen, romantischen Seiten. Er kennt nur stille Aufopferung, anonymes Heldentum, ohne Glanz und Gloria und ohne Fahnenhaken.

Aber jede Nation, auch die schweizerische, ist nur soviel wert, als sie Männer hat, die Frontsoldaten dem Geiste, dem Willen, dem Wesen nach sind. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß diese Frontsoldatennaturen in unserm Volke, bei unsern Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten, vorhanden sind. Wir wissen aber erst, wer ein wirklicher Soldat ist, auf den das Vaterland zählen kann, wenn das Trommelfeuer brüllt. Wir wissen aus den Darstellungen vieler guter Soldaten aller Nationen, wir wissen es auch aus den Büchern Ernst Jüngers, der, mehrfach verwundet, den vornehmsten preußischen Orden erkämpfte, daß ein jeder im Feuer den innern Schweinehund besiegen muß. Im modernen Kriege ist der Sieg über den Feigling in meiner Brust viel schwerer, als in den geschlossenen Kompanien des friderizianischen Heeres. Dem einen gelingt dieser Sieg, dem andern nicht. Ein jeder, der eine Waffe für das Land tragen darf, sollte Gott bitten, daß er ihm die Kraft gibt, auszuharren in der Hölle des modernen Krieges. Vor allem sollten sich der Offizier und der Unteroffizier unseres Milizheeres stets die Katastrophe vor Augen halten, die dann entstehen wird, wenn sie moralisch als Führer versagen. Es ist viel wichtiger für die Armee, daß sie auf die moralische Kraft der Führung sich verlassen kann, als etwa auf die intellektuelle, wissenschaftliche Ausbildung. Gerade der vergangene Krieg hat dies für jeden Einsichtigen bewiesen. Für uns Schweizer ist es wichtig, zu erkennen, wie irrig die Meinung ist, ein künftiger Krieg nehme wesentlich mildere, freundlichere Züge an, als der vergangene. Wir Schweizer müssen uns klar darüber sein, daß der Gebirgskrieg, der vielleicht nicht die Artilleriekämpfe der Somme- und Flandernschlacht kennt, zu den Schrecknissen der Feuerwirkung noch solche der Naturgewalten hinzufügt, denen nur eine moralisch hochstehende Truppe gewachsen ist. Der Führer aller Grade muß in moralischer Haltung ein Vorbild sein. Je kultureller, je selbstbewußter, je geistiger (nicht mit intellektuell zu verwechseln) ein Volk ist, um so eher wird es im modernen Kriege bestehen. Völker ohne Kultur der Massen sind ihm nicht gewachsen; die sogenannten Naturvölker haben im modernen Kriege nichts mehr voraus, im Gegenteil. Die gewaltigen Schlachten im Westen wurden von den drei großen, von Kultur und Zivilisation gesättigten Nationen geschlagen, von den Deutschen, den Franzosen und den Briten; und dabei zeigte die älteste von den drei Nationen, die französische, zu welchem edlen Stahle ein Volk wird, das eine männliche, kriegerische Geschichte hinter sich hat. Der kaltblütige Tomy, körperlich allen übrigen Soldaten überlegen, das Glied eines wirklichen Herrenvolkes, der von mystischer Todesverachtung erfüllte deutsche Frontsoldat von 1917 und 1918 und der Poilu, dieser französische Citoyen-Soldat, heute noch in guten Stunden Sansculotte und Jakobiner, alle drei aus dem schlummernden Soldatentum geweckt erst durch das Brüllen der Geschütze — sie sind alle drei *die* Soldaten, denen wir schweizerische Wehrmänner aller Grade Ehrfurcht zeigen sollen. Versuchen wir, den modernen Soldaten von 1918 zu verstehen und verstehen wir endlich, daß sich dieser Frontsoldatengeist auch in unserm Heere eines Tages offenbaren muß, wenn dieses zu seiner eigentlichen Aufgabe herantreten soll. Fehlt dieser Frontsoldatengeist, so ist unser Heerwesen nichts mehr als ein teurer Sport und eine Verzierung des demokratischen Alltags.

* * *

Erich Maria Remarque hat in seinem berühmten Buche: « Im Westen nichts Neues » auch « Frontsoldaten » gezeichnet. Er selber war nie Frontsoldat im ei-

gentlichen Sinne des Wortes, er hat sich meist in der hintern Linie, in Ausbildungslagern, in Etappen, vor allem aber in Spitälern herumgetrieben. Doch wußte er das Leben und Treiben an der Front, im Schützengraben, anschaulich zu schildern. Einzelheiten beweisen, daß er in der Hauptsache nur vom Hörensagen berichtet. Sein Buch ist gewiß kein Werk des zielbewußten Antimilitarismus. Er schildert das Leben einer Kampfgruppe in der Hauptsache den Tatsachen entsprechend, aber er hat klug und tendenziös die Tatsachen ausgewählt, über die er berichtete. Er hat mit Bewußtsein Kleinlichkeit, niedrige Gesinnung und schlaue Drückebergerei samt Gemeinem genau geschildert. In jedem Heere gibt es Massen von Durchschnittsware, es gibt viele schlechte Kerle, viele Feiglinge und vor allem viele Drückeberger. (Wir erlebten dies ja bekanntlich auch während unserer Grenzbesetzung!) Nun sind in dieser Kampfgruppe des Erich Maria Remarque keine großen Bösewichte, aber den Ton geben an die kleinen Geister, die unsterblichen Philister und Spießbürger und die tatsächlichen und verhinderten Drückeberger. Das Buch « Im Westen nichts Neues » ist gewiß geeignet, den Krieg seiner Romantik zu entkleiden. Der leidenschaftliche Widerspruch, den es bei der Masse der Frontkämpfer des deutschen Heeres erfahren hat, der Männer aus allen Schichten des Volkes (inkl. Marxisten!), die den Krieg wirklich als Krieger bis zur letzten Stunde des bitteren Zusammenbruchs an der Front mitgemacht haben, ist ein Beweis dafür, daß Remarque ein Buch geschrieben hat von einer Front und einem Kriege, die nie bestanden haben. Er hat kein Buch von deutschen Soldaten geschrieben, sondern sein Buch handelt vom deutschen « Gemeinen »!

* * *

Ein Heer besteht auch im modernen Kriege aus Führern und Geführten. In diesen Tagen versammeln sich die schweizerischen Unteroffiziere in Genf zum friedlichen Wettkampf. Im modernen Kriege ist dem Unteroffizier eine viel wichtigere Aufgabe zugewiesen, als in früheren Zeiten. Er ist nicht nur der Gehilfe des Offiziers, er ist nicht nur der Führer seiner Kampfgruppe, er ist derjenige unter allen Männern in Reih und Glied, von dem das Offizierskorps und von dem der Staat voraussetzen, daß er zuerst zum Frontsoldaten wird unter allen Männern, die unter ihren Offizieren gegen den Feind marschieren. Woher diese Voraussetzung? Ist ein Grund dafür vorhanden, daß der schweizerische Unteroffizier gegebenenfalls diese Erwartungen erfüllt? Gewiß! Er übernimmt als Milizmann in Reih und Glied eine Reihe von freiwilliger Mehrarbeit, von Mehrdienst, mitten im Frieden. Er bringt freiwillige Opfer, ohne daß sich dadurch seine bürgerliche, seine soziale Stellung in der Gemeinschaft verbessert. Aus Pflichtgefühl und seinem Gewissen folgend, das ihn drängt, stets und in allen Lebenslagen ein wackerer Soldat zu sein.

Ihm möchte ich die eingehende Lektüre der Werke Ernst Jüngers warm empfehlen. Dabei bin ich mir voll bewußt, daß der schweizerische Soldat in einer bestimmten Hinsicht die Mystik des Krieges, wie sie Jünger vertritt, ablehnt, ablehnen muß. Unser Staat ist ein saturierter Staat, das Deutsche Reich und das deutsche Volk aber stehen seit vielen Jahren in revolutionärem Aufbruch und in Opposition, in Todfeindschaft zur europäischen Gesellschaft. Der revolutionäre deutsche Soldat kann nicht mit seiner Mystik des Krieges der schweizerische Frontsoldat sein, aber das Wesentliche ist im wahren Soldatentum gar nicht die Stellungnahme des Bürgers und Soldaten zu der Politik seiner Regierung; wir Schweizer können entschiedene Anhänger und Be-

fürworter der pazifistischen Politik unserer Landesregierung sein — und werden doch in der Stunde der Gefahr zu Soldaten. Wir haben es beim friedlichen französischen Rentner des Jahres 1914 erlebt, der ein entschiedener Kriegsgegner war — hatte er erst sein Gewehr in der Hand, so war er ein guter Soldat und ein hervorragender Krieger, wie die Franzosen, die die Schlachten der Revolution und des Kaiserreiches schlugen.

Die Armee soll die Stumme sein im politischen Lärm des Tages. So wenig als möglich soll sie in den Kampf der politischen Meinungen eingreifen. Politische Meinungen wechseln, Liberalismus, Demokratie, Aristokratie, Sozialismus, alles geht dahin. Bald ist eine pazifistische Politik ein Gebot des größten Patriotismus, bald aber kann eine anders geartete Politik höchste nationale Pflicht sein. Eines aber bleibt immer unverändert, das ist die Aufgabe der Armee im Frieden: sich vorzubereiten, innerlich und äußerlich, auf den Krieg, auf die Stunde der Bewährung, auf ihre eigentliche Aufgabe. Und ich möchte gerade den Unteroffizieren den Rat geben, die wichtigste Vorbereitung auf den Krieg, die moralische, auf keinen Fall zu vernachlässigen. Ein Sichversenken in die Frontbücher Jüngers kann uns allen moralischen Gewinn bringen.

H. Z.

Die Jüngerschen Bücher, die ich der Lektüre und dem Studium empfehlen möchte, sind die nachfolgenden:

Feuer und Blut. 4. Auflage. Frundsberg-Verlag G. m. b. H., Berlin. 1929.

Krieg und Krieger. Herausgegeben von E. Jünger. Junker- und Dünhaupt-Verlag, Berlin. 1930.

Das Wäldchen 125. 5. Auflage, 13. bis 16. Tausend. E. S. Mittler & Sohn, Berlin. 1930.

Das Antlitz des Weltkrieges. Herausgegeben von Ernst Jünger, Neufeld- und Henius-Verlag, Berlin. 1930.

Namentlich aber: *In Stahlgewittern.* 46. bis 51. Tausend, 13. Auflage. Verlegt bei E. S. Mittler & Sohn, Berlin. 1931.

Die schweren Infanterie-Begleitwaffen

Um sich von der Lösung der Infanterie-Sonderwaffen-Frage einen klaren Begriff machen zu können, ist es von Bedeutung, Näheres und Positives zu wissen über die Erfahrungen, die man mit diesen Waffen im Kriege gemacht hat.

Aus was heraus entsprang das Bedürfnis nach solchen Waffen? Was konnte die Truppe damit leisten?

Wenn man die Kriegsgeschichte überblickt, so tritt klar in Erscheinung, daß mit der Modernisierung und Aufhäufung der Kriegsmittel der Mensch immer mehr in den Hintergrund gedrängt wurde. Das will nicht heißen, daß der Soldat an Bedeutung verloren hat. — Im Gegenteil. — Dem einzelnen sind immer größere und schwerere Anforderungen an Selbständigkeit und körperliche und geistige Widerstandskraft gestellt worden. Der Krieger hatte nicht mehr wie in frühern Zeiten gelegentlich einen Hieb mit dem Schwert oder einen Stoß mit dem Speiß zu tun, sondern er wurde vor die Aufgabe gestellt, komplizierte Maschinen und Apparate zu bedienen. Immer verwickelter wurden diese Maschinen und Stoffe, denen er Leben einhauchen mußte, damit sie nicht wertloses Eisen und totes Holz blieben. Nur dem, der diese Kunst erlernt hatte und sie voll beherrschte, gelang es, das Kriegsgerät nutzbar zu machen. Wer es nicht beherrschte, dem wurde es selbst zum Verhängnis, den zerriß die eigene Handgranate oder begrub strandend das selbst gesteuerte Flugzeug.

Vor allem stellten die Schlachten des Weltkrieges die Nerven auf eine ungeahnte Probe. Allein und abgeschnitten von allen Verbindungen mußte der Soldat,